

Spätes Glück.

[Nachdruck verboten.]

Roman von Friedrich Meister.

Der Graf Kleist vom Weiser war von dem Moment an, wo er das Kommando über die türkische Truppenabteilung übernommen hatte, nur wenig aus dem Sattel gekommen. Er durchzog die ganze Gegend unermüdlich nach allen Richtungen, ohne jedoch bisher auch nur die leiseste Spur der Brigantenhorde gefunden zu haben.

Die häuerliche Bevölkerung stellte sich bei allen Anfragen taub und stumm; Niemand wollte von den Räubern jemals etwas Gesehen oder gehört haben.

Da endlich wollte es das Glück, daß der alte Ziegenhirt, welcher Kaleska auf ihrer Suche nach dem Hauptquartier der Räuberzuchtgenossen hatte, einer der ausgehenden Patrouillen in die Hände gerieth.

Derselbe wurde vor den Major gebracht, befragt, besessen, wieder befragt und durch allerlei Drohungen einzufrüchtigen versucht, allein auch er wußte angeblich vom hellen, lichten Tage nichts.

Er schwor bei allen Heiligen, daß er niemals auch nur den Namen Mabro Gita gehört habe.

Allein Achmed Bey hatte Verdacht geschöpft. Er hatte seinen besondern Grund für die Annahme, daß der graue Säbber sehr wohl mit dem Aufenthaltsort der Räuber bekannt sein müsse.

„Überlassen Sie mir den Gallanten, Monsieur le Comte,“ jagte der Lieutenant mit zuversichtlicher Miene, und als der Graf zustimmte, ließ er den Ziegenhirten ins Gehilich führen und ihm dort ein Duzend Streiche auf die Fußsohlen geben, als einen kleinen Vorgegeschmack der Bastonade, wie er lächelnd sagte.

Dieser Vorgegeschmack aber erwies sich als völlig ausreichend; der alte Hirt heulte um Gnade und erklärte sich bereit, die Soldaten zum Schlafpunkt der Räuber zu führen.

Jetzt ging es in der brennenden Sonnengluth fünf Stunden lang bergauf und bergab, über Gestein und Geröll, durch Dornen und Wald, bis man endlich in die Nähe der Hütte kam; wo die Briganten zuerst Halt gemacht hatten.

Die Hütte wurde vorsichtig umstellt, dann trat Achmed Bey mit einigen Mann vor und forderte die Anwesenden, von denen jedoch Niemand zu sehen war, mit lauter Stimme auf, sich zu ergeben.

Zu der Hütte blieb es jedoch tothensill. Die Aufforderung wurde wiederholt, aber wiederum erhielt man keine Antwort.

Einem verärrtherten Handstreich fürchtend, ließ der Graf jetzt eine volle Salve in die Hütte hineinleuern. Auch jetzt regte sich nichts.

Nun verlor der alte Soldat die Geduld; er ließ die Thür des Gebäudes einschlagen und mußte nun gemahnen, daß die Vögel das Nest verlassen und das Weite gemacht hätten.

Die rauchenden Folgeschüchte aus dem Herde aber lezten Zeugnis davon ab, daß vor ganz kurzer Zeit noch Leute in der Hütte gewesen ein mußten.

Die Aufregung des Grafen stieg und seine Befehle um Geralls Schiälal verdoppelte sich; allein er war nicht der Mann, der seinem Herzen in nutzlosen Klagen Luft gemacht hätte.

Zunächst ließ er die Soldaten die Gegendre zusammenstellen und gab dann Befehl zur Verteilung des mitgenommenen Proviantes. Die Leute waren von dem langen Marsche ermüdet und erschöpft und daher einer Raft und Erfrischung dringend bedürftig.

Während der Graf und Achmed die Situationskarte studierten, hatte sich Gustav Lindström, der bei dem Tage selbstverständlich nicht fehlen wollte, auf einer kleinen Bodenerhöhung ausgespreizt, um mit dem Feitzlase den Porhant abzuhinden.

Nach einer Weile sprang er plötzlich auf und kam schnellen Schrittes zum Expeditionschef gelaufen.

„Schauen Sie einmal dort hinüber, Herr Graf,“ rief er, auf die jenseit des Thales gelegenen Berge hinüberdeutend.

Der Angeredete brachte den Keimstecher ans Auge und entdeckte in der Ferne eine schwarzliche Rauchsäule, die sich dünn zum blauen Abendhimmel emporträufelte.

„Jetzt haben wir sie!“ rief der Graf. „Das muß die Bande sein! Wie weit ist's in der Duzlinie bis dort drüben? Meiner Schätzung nach sind's sechs bis acht Kilometer von hier bis zum Thale hinab, das vielleicht fünf oder sechs Kilometer breit ist; dann aber jenseits wieder hinauf — wie weit das ist, mag der Teufel wissen!“

Er ließ die Soldaten sich marschfertig machen. Während dieselben sich sammelten und aufstellten, benutzte der alte Ziegenhirt die Gelegenheit, um heimlich in die Hütte zu schlüpfen, und schon in der nächsten Minute ging dieselbe in Flammen auf, während der verärrtherte Schelm aus dem hinteren Fenster derselben wieder hinausgesprang und ins Dichtich flüchtete.

Beim Anblick der prasselnd emporlodern den Flammen konnte der Graf einen lauten Fluch nicht unterdrücken. „Das hatte uns gerade noch gefehlt!“ rief er wild. „Dieses Fanzal wird den Räubern ein willkommenes Warnungssignal sein. Immerhin aber haben wir jetzt ihre Spur, von der uns nichts mehr abbringen soll!“

Der Abtheil der Truppen erwies sich schwieriger und mühsamer, als der Aufstieg, und es war bereits fünfste Nacht geworden, ehe man noch die Hälfte der Entfernung bis zum Thale zurückgelegt hatte. Hinter ihnen, hoch

auf dem Berge, leuchtete die düstere Höhe weit in das Land hinaus. „Mein Gott!“ marmelte der Graf zwischen den fest zusammengeklüffelten Zähnen. „Wenn es vielleicht doch schon zu spät wäre!“

(Fortsetzung folgt.)

Dienstbotenmörder.

Wien, 11. August.

Die Geheulter tauchen Erinnerungen an Hugo Schenl und seine Genossen auf — Dienstbotenmörder sind wieder blutig gemacht.

Heimath- und fremdlos kommen die Mädchen zumelst fernher in die Großstadt, Tropfen im Meere. Bald da, bald dort für kurze Frist haltend — die „langjährigen“ Dienstboten kommen aus der Mode — treiben sie im Gewählte umher, sie gehen verloren und sind vergessen, wer fragt nach ihnen?

Durch Jahre hat feinerzelt Hugo Schenl aus dem Reihen dieser Ungeheilten seine Opfer gesucht und jetzt hat er nachfolgend in einem Ehepaare gefunden, das völlig seinen Erwerb in der Ermordung und Verabundung von Dienstmädchen gesucht hat.

Das in Gast befändliche Mörderpaar trieb sich in der Nähe von Stellenvermittlungsbureau herum und wählte sich unter den Mädchen, die hier die Zuweisung eines Dienstplatzes erwarteten, ihr Opfer aus. Sie verlangten direkt ein besseres, feineres Mädchen in das Haus einer Baronin oder reichen Dame auf dem Lande, boten hohen Lohn und gaben an, von der betreffenden Partei selbst gelendet worden zu sein. Dit mißlang ein Streich — wie oft er gescheit, ist noch nicht erwiesen. Wenn es dem verbrederischen Ehepaare gelang, den Mädchen Geld oder Effekten herauszuloden, ohne Gewalt anwenden zu müssen, thaten sie es gewiß, sie schreuten aber auch vor der letzten Eventualität, nicht zurück. Bisher wurde ihnen ein Mord und ein verfluchter Mord nachgewiesen, jedoch dürfte die Unteruchung noch weitere Fakta zu Tage fördern, Thatsache ist es, daß man in der Wohnung der Verhafteten drei komplette Dienstbotenkoffer, diverse Gebetbücher, Einschreibbücher und Effekten fand, welche Dienstmädchen abgenommen wurden.

Durch die Wienergasse näherte sich das Paar gegen 9 Uhr Abends dem sogenannten „Dreiföhrenwalde“. Hier wurde, gerade einen Monat später, der Mord an Marie Gottwagner verübt.

Die erste Nachricht, welche von dem Morde in die Oeffentlichkeit drang, war diejenige von der Auffindung einer weiblichen Leiche in einem Walde bei Neulengbach, welche allem Anscheine nach das Opfer eines Verbrechens geworden, ohne daß es möglich wäre, ihre Identität festzustellen. Alle Spuren, welche leicht diesem Zwecke dienen konnten, hatte der Täter verübt. Zunächst fehlten die Hefterleide und Schuhe der Todten; sie war nur mit einem Hemde, einem grauen Mieder, einem roth weiß gestreiften Unterrock und Strümpfen bekleidet. Ferner fand man einen mit Nosen aufgestopften Strohhut. Um den Hals der Leiche war ein schmuckloses, einen halben Centimeter breites Band geföhnen. Die Leiche, die derart verübt war, daß man die Tobekürliche nicht mehr ermitteln konnte, wurde, nachdem eine Gerichtskommission den Thatsbestand aufgenommen hatte, auf den Friedhof von Neulengbach gebracht und begraben. Der Strohhut und die Wäschstücke wanderten in das Gerichtsdepostenamt.

Wenige Tage, nachdem über die Auffindung dieser Leiche berichtet worden war, gelang es, die Identität derselben festzustellen. Der Goldarbeiter Carl Hornung erschien in Neulengbach bei dem dortigen Bezirksgerichte und ließ sich im Depositenamt den Strohhut und die übrigen Effekten zeigen, welche bei der Leiche im Walde aufgefunden worden waren. Er erkannte sie. Sie gehörten seiner Geliebten, der Köchin Marie Gottwagner, welche seit dem 2. Juli aus Wien verschwollen war.

Die verächtigen Umstände, welche das Verschwinden des Mädchens bekleideten, sind in der nachfolgenden Schilderung der Darunterfrau der ermordeten Marie Gottwagner, Frau Betty Steiner, welche der Behörde wichtige Depositionen machen konnte, enthalten. Frau Steiner, welche in der Mariahilfstraße Nr. 43 wohnt, erzählt:

Eines Tages, es war am 2. Juli, einem Donnerstag, kommt die Marie Mittags nach 12 Uhr nach Hause, in Begleitung einer fremden Frau. Marie erzählte freudestrahlend, sie habe endlich einen guten Platz gefunden. Die Frau sei die Hausbesorgerin der Villa Kaiser in Retawinkel und habe sie aufgenommen.

Zwei Tage darauf, am Samstag, gehe ich früh zur Wasserleitung, da kommt dieselbe Frau, mit welcher Marie fort ist durch den Hof. Sie geht auf mich zu, richtet einen schönen Gruß von der Marie aus und übergibt mir einen Schlüssel, den mir die Marie schickte. Die Frau jagt mir dann, sie habe den Auftrag, die Kassa von der Marie mitzunehmen, die Marie habe mir schon deshalb gestern geschrieben. Ich erwiderte, daß ich keinen Brief erhalten habe und lud die Frau ein, in die Wohnung zu kommen. Sie setzte sich in der Küche nieder, erzählte mir, wie gut es der Marie gefalle, sie bekomme 18 fl. Lohn. Die „Hausers“ seien lo vornehm Leute, es seien erwachsene Söhne im Haus und die Tochter seien verheiratet. Die Marie gefalle sehr gut, sie habe auch darauf gesehen, ein besseres, feineres Mädchen zu bringen. Gestern sei sie

mit der Marie im Walde spazieren gegangen und da habe sie der Regen übertrücht, so daß sie ganz nass geworden seien. Da die Frau dies erzählte, lag Mariens Leiche schon im Walde —

Es bestand kein Zweifel mehr — Marie Gottwagner wurde am 2. Juli von dem angebliehen Hausmeister-Ehepaare, unter dem Vorwande, in die „Villa Kaiser“ geführt zu werden, in den sogenannten „Dreiföhrenwald“ bei Neulengbach gelodt und dort nach an demselben Abend erdrosselt. Die Mörder raubten der Todten die Ohringe, zogen ihr zwei Ringe von den Fingern, stahlen ihr eine silberne Broche, die wenigen Gulden, ihre Kleider, sowie den Koffer. Der Brief, durch welchen die Herausgabe des letzteren bewirkt wurde, war geföhlicht. Der Mörder hatte ihn am nächsten Tage geschrieben und in Retawinkel zur Post getragen.

Die Nachforschungen der Polizei richteten sich hauptsächlich auf die Ermittlung des Paares, welches Marie Gottwagner entführt hatte.

Einige Wochen später erschien bei der Stellenvermittlerin Frau Hecht eine Ungarin Namens Anna Ghyurics, die eine Stelle suchte. Bei irgend einer Gelegenheit erzählte die Ghyurics, daß sie bald das Opfer eines schledten Kerls geworden wäre der sie nach Neulengbach gelodt hätte. Die Erlebnisse der Ghyurics, die, wie sich herausstellte, von den Mörder der Marie Gottwagner Anfangs Juni nach Neulengbach gelodt wurde, ihr Leben jedoch retten konnte, geben ein scharfes und genaues Bild des Verbrechens, welches an Marie Gottwagner verübt worden war.

Die Ghyurics wurde am 1. Juni bei der Rochsbergkirche auf der Landstraße Hauptstraße von einem Manne angesprochen, der gleich erkannt hatte, daß sie ein bekanntes Dienstmädchen sei. Er erklärte ihr, er werde ihr einen ausgezeichneten Posten bei einer Baronin auf dem Lande verschaffen.

Durch den „Dreiföhrenwald“ führen mehrere Stege und Waldwege zu einem kleinen Wallfahrtsorte, der „Zu den drei Föhren“ heißt. Es ist dies eine Kapelle, um welche drei hohe Föhren stehen. Der Wald heißt hier meist aus und heißt an der Christoffel Wald an. Nach den drei Föhren“ führen Wege von Ansbach, vom Markt Neulengbach und von Rhotzlosstein. Mitten auf dem Berge liegt eine Bestuhung, ein orthogonales Gebäude, welches den Namen: „Frauenhof“ führt. Diesem „Frauenhof“ bezeichnete der Ghyurics der Mann als die Villa der Baronin.

Gegen 9 Uhr kamen sie zum Eingang des Waldes. Eine unheimliche Finsterniß flarrte ihr entgegen, und trotz aller Bemühungen, die der Mann anwandte, der selbst Hand an sie legte, war die Ghyurics nicht zu bewegen, den Wald zu betreten. Fluchend mußte der Verbreder seine Absicht verziehen. Er kehrte nun nach Markt Neulengbach zurück und erklärte, es gehe kein Jag mehr nach Wien, sie müßten im Orte übernachten. Sie gingen in ein Gasthaus. Es war nur ein Zimmer da. Nothgedrungen mußte Anna Ghyurics mit dem Manne, vor dem sie heimlich Furcht bekommen hatte, übernachten. Seine Annäherungen beantwortete sie damit, daß sie ihm das Gesicht zertrachte. Kam, daß der Morgen graute, veruchte er, ihr die 30 Gulden wegzunehmen. Sie schreie um Hilfe. Er ließ sie los, sie rannte aus dem Zimmer und lagte dem Wirthe, der hinzukam, den Ueberfall. Der Wirth nahm die Sache nicht ernst und wies ihr den Weg zum Bahnhof. Sie fuhr allein nach Wien zurück.

Anna Ghyurics traf vor drei Wochen den Mann, der sie nach Neulengbach gelodt hatte, auf der Landstraße, Hauptstraße. Er sah sie nicht an, sie mochte es nicht, ihn verhalten zu lassen. An diese Datumsände wurde der die Unteruchung betreffs des Mordes an Marie Gottwagner führende Oberbeamte erinnert. Anna Ghyurics begab sich mit einer polizeilichen Kommission nach Neulengbach und bezeichnete insbesondere ein Gasthaus, in welchem ihr, als sie ihr Bedenken äußerte, mit dem Fremden zu übernachten, der Wirth geantwortet habe: „Mit dem können Sie schon gehen, den fern' ich.“ Der Wirth wurde schließlich gefunden und gab an, der Mann, der das Mädchen begleitet habe, sei ein gewisser Franz Milderler und wohne bei einem Fleischhauer in Sechshaus. Das war die erste bestimmte Handhabe zur Ermittlung der Thäter.

Die Polizei eruiete, daß ein Milder in der Mustergasse gewohnt habe, aber ansgezogen sei. Seit drei Wochen wohnte er mit seiner Frau Aloisia in der Rudolfsstraße Nr. 25 in Rudolfsheim. In einer Kaffeehandlung in der Rudolfsstraße wurde das verbrederische Paar festgenommen. Nachdem sich die Beiden in Gewahrsam befanden, wurde vor Allem konstatiert, daß sie sich falsch gemeldet hatten. Der Mörder heißt Franz Schneider, ist 35 Jahre alt, zu Würzlätten in Steiermark geboren. Seine Frau heißt Rosalie Schneider geb. Capellari, zu Willach in Kärnten geboren, 41 Jahre alt. Schneider ist viermal gerichtlich bestraft, dreimal wegen Betrugs und einmal wegen Diebstahlsheilnehmung. Die Verhafteten wurden sofort einem Verhöre unterzogen und leugneten jede Schuld an dem Morde. Daß sie die zwei Mädchen nach Neulengbach gelodt hatten, mußten sie zugeben. Die Hausdurchsuchung ergab jedoch die vollsten Beweise der Schuld des Ehepaars an dem Morde der Marie Gottwagner.

Gestern noch wurden die Verhafteten mit mehreren Personen konfrontirt und diese Begegnungen verstärkten die Beweise der Schuld der Mörder.

Die ermordete Köchin Marie Gottwagner war zu







